Kultur

Dschungelcamp auf Leben und Tod

Es war einmal in einem Land namens Panem: «The Hunger Games» ist die grosse neue Kinokiste für die Jugend von heute und besticht durch die Abwesenheit von Sentimentalität.

Jung und sehr tough: Katniss (Jennifer Lawrence) schlägt sich im verwahrlosten, ausgehungerten District 12 durch. Foto: Rialto

Simone Meier

Das Ekligste vorab: Ja, Jennifer Lawrence kann Eichhörnchen häuten. Sie findet das nicht besonders toll, sagt aber: «Zur Vegetarierin bin ich deswegen nicht geworden, das wäre unvorstellbar.» Sie hat dies gelernt für «Winter's Bone», den Independent-Film, der ihr eine Oscar-Nomination einbrachte. Sie war damals 19 und spielte die Rolle einer mausarmen 16-jährigen Hinterwäldlertochter, die eine depressive Mutter und kleine Geschwister durchbringen muss.

Jetzt, in «The Hunger Games», spielt sie genau die gleiche Rolle nochmals fürs Blockbusterkino: die toughe 16-jährige Katniss Everdeen, die in einem total heruntergekommenen Bezirk – dem «Dis trict 12» – die depressive Mutter und die kleine Schwester durchbringen muss, weil der Vater bei einem Unglück in der Kohlegrube ums Leben kam. Eine amerikanische Selbstermächtigungsstory eben, wie sie das Arthouse- und das Mainstreampublikum gleichermassen lieben. Und auch in «The Hunger Games» sind Eichhörnchen ein wichtiges Grundnahrungsmittel. Beim netten Bäcker kann Katniss ein Grill-Eichhörnchen gegen einen Laib Brot tauschen.

Zynisch und attraktiv

So hat das die Autorin Suzanne Collins in ihrer «Hunger Games»-Trilogie erfunden, und nicht gar so detailliert, aber mit viel Liebe zum Original hat es nun Gary Ross verfilmt. Und damit den Start zur nächsten Teenie-Mehrteiler-Hysterie nach «Twilight» gelegt. Und zur neuen grossen Kinoabenteuerserie jugendlicher Helden nach «Harry Potter». Kurz: «The Hunger Games» sind das nächste grosse Ding. Das beginnt schon mit dem noch nie da gewesenen Ereignis, dass der Titelsong eines Films zehn Tage, bevor der Film überhaupt in die Kinos kommt, Nummer eins der amerikanischen Singlecharts ist. Es handelt sich dabei um den hauchigen Heuler «Safe & Sound» von Taylor Swift. Was natürlich ein Witz ist. Denn «safe and sound», also «gesund und munter», sind in den «Hunger Games» nur die Bösen.

Der verwahrloste, ausgehungerte Distrikt 12 liegt in einem Land namens Panem, einst lag dort Nordamerika. Doch jetzt, in einer von uns aus gesehen gar nicht so fernen Zukunft, ist Nordamerika verwüstet und verschwunden, und die zwölf Distrikte werden von einer futuristischen Hauptstadt namens Capitol aus regiert. Jahr für Jahr finden zur kollektiven Einschüchterung die «Hunger Games» statt: Aus jedem Distrikt werden zwei Jugendliche ausgelost, die insgesamt 24 Kandidaten müssen in freier Wildnis gegeneinander kämpfen. Dieses Dschungelcamp auf Leben und Tod wird live im Staatsfernsehen übertragen, die Zuschauer können ihre Lieblinge mit Wasser, Waffen oder Medizin versorgen lassen, das Fernsehen selbst kann mit Feuersbrünsten oder wilden Tieren dramaturgisch eingreifen. Nur einer überlebt, sein Distrikt wird mit Essen belohnt.

Es ist ein Spiel, so zynisch und zugleich attraktiv, dass bestimmt schon viele TV-Macher heimlich davon geträumt haben: von der Lizenz, in ihren Castingformaten nicht bloss das Singen oder das Stöckeln auf High Heels, sondern den Tod in Auftrag zu geben. Suzanne Collins hat selbst lange für das Kinder- und Jugendfernsehen Drehbücher geschrieben, bevor sie Romane schrieb, sie weiss also Bescheid über die verbotenen Möglichkeiten medialer Manipulation. Und sie weiss, womit sich Jugendliche unterhalten. Zum Beispiel mit Videospielen. Also mit kniffligen Geschicklichkeitsspielen, kombiniert mit ungerührtem, abstraktem Töten.

Ungerührtheit beziehungsweise eine grosse, pragmatische Unerschütterlichkeit, das ist das Hauptmerkmal von Katniss, im Buch und jetzt auch im Film von der exzellenten Jennifer Lawrence. Die Abwesenheit von Sentimentalität ist auch sonst der Grundton des Films, und das ist nach all den schmalzigen Fisimatenten von «Twilight» äusserst wohltuend. Auch ideologischer Quatsch wie «Kein Sex vor der Ehe», wie ihn die «Twilight»-Autorin und überzeugte Mormonin Stephenie Meyer in ihre Bücher eingeschrieben hat, findet hier nicht statt. Im Gegenteil: Die christliche Organisation «Focus on the Family» vermerkt auf ihrer mehrseitigen «Hunger Games»- Gebrauchsanweisung für besorgte Eltern kleinlaut: «Christliche Botschaften: Keine» und rät dazu, doch bitte wenigstens die in der TV-Arena ausgesetzten Kinder mit von den Römern verfolgten Frühchristen zu vergleichen.

Die kühle Aura einer Lara Croft

Natürlich muss Katniss, die von einem ganzen Team – ihr Coach ist ein genüsslich versoffener Woody Harrelson, ihr Stylist ein schön metrosexueller Lenny Kravitz – zum TV-Star zurechtgedrillt wird, an diesen neuzeitlichen Gladiatorenkämpfen teilnehmen. Schon im Voraus bestätigt sie, dass es für sie keinen Unterschied mache, ein Tier oder einen Menschen mit Pfeil und Bogen zu erlegen. In ihrem Überlebenstrieb liegt nicht die kostümierte Pose der Superhelden und erst recht keine Hysterie, sondern eine souveräne Bodenständigkeit.

Trotz aller Nüchternheit kommt auch «The Hunger Games» nicht ohne eine nach allen Tricks von Realityshows inszenierte Beziehungsgeschichte aus. Nämlich zwischen Katniss und ihrem Todesspielgefährten, dem starken, aber ängstlichen Bäckerssohn Peeta Mellark (Josh Hutcherson). Katniss und Peeta ergänzen sich ideal. Als Bäckerssohn, der geübt ist im kunstvollen Glasieren von Kuchen, ist er auch ein Meister der Camouflage-Malerei. Was zunächst albern erscheint, ist im Ernstfall fast so nützlich wie Katniss' Schiesskunst. Die Schlächterszenen werden in einem Rausch aus schnell geschnittenen Bildern erledigt, so, dass man das Gefühl hat, einem grafischen Pixelsturm auf dem Computerbildschirm zu folgen. Es fliesst deutlich mehr Blut als in «Twilight», doch das Grauen wurde im Schneideraum gekonnt gedimmt.

Zwei bis drei weitere «Hunger Games»-Verfilmungen sind für die nächsten Jahre geplant; man kann nur hoffen, dass sie ge nauso toll besetzt und genauso packend inszeniert sein werden. Und vom Drehbuch her genauso intelligent in der Verquickung populärer Mythen: Die Indianerprinzessin Pocahontas trifft da auf Gladiator und auf Robinson, auf die Castingkultur, die postmoderne Abenteurerserie «Lost» und die Zerstörungsästhetik von Videospielen. Und dieses Patchwork ist deutlich näher an der Lebenswelt heutiger Teenager als die Retroromantik von «Twilight» und die Fantasywelt von «Harry Potter». Was einen wiederum gar nicht froh macht. Denn «The Hunger Games» spielt in einer Zukunft, die – wenn die Welt ihren schlimmsten Lauf nähme – vielleicht einmal die Gegenwart der Jugend von heute sein könnte.

Der Film kommt am nächsten Donnerstag in die Kinos. Voraussichtlich ab 12 Jahren.

Kurz & kritisch

Was passiert hier? Auf dem Spielplatz trifft sich Gross und Klein. Foto: zvg

Schauplatz International

In der Höhle des Rattenfängers

Die Vorfreude ist beträchtlich, und die Erwartungen sind hoch: Schauplatz International, die Gruppe, welche sich durch ein radikales Theaterkonzept und die intensive Auseinandersetzung mit aktuellen politischen und gesellschaftlichen Themen einen Namen gemacht hat, zeigt mit «Der Spielplatz» ihr erstes Stück für ein Publikum ab fünf Jahren. Und das Setting ist vielversprechend: Wie auf einem realen Spielplatz treffen sich Jung und Alt. Die Kinder können miteinander herumtoben, die Erwachsenen sich austauschen. Unter Wolldecken verborgenes Spielplatzinventar lässt sich erahnen und reizt zum Entdecken.

Doch schon zu Beginn wird die Geduld der jüngsten Zuschauer mit einem für sie unverständlichen Epilog als Schattentheater auf die Probe gestellt. Die Frage, wann denn das Theater endlich anfängt oder weitergeht, ist während des kaum in Fahrt kommenden Abends wiederholt zu hören. Denn der eigentliche Höhepunkt der Produktion folgt bereits anschliessend: Mit verbundenen Augen kriechen wir gemeinsam in die dunkle Höhle des Rattenfängers von Hameln mit dem Ziel, dort in die Geheimnisse des Spielens eingeweiht zu werden.

In kleine Gruppen eingeteilt, einmal die Rolle von Kindern, ein andermal die von Erwachsenen einnehmend, erfahren wir zwar bei den einzelnen Spielstationen etwas über die Herstellung und mögliche Verwendung von Knochenleim, finden bestätigt, dass Jungs nicht gerne rosafarbene Kleider tragen, oder sind amüsiert darüber, dass die Kinder eine animierte Perücke gleich zu streicheln beginnen. Doch wirklich Licht ins spielerische Dunkle bringen die durch den elektronischen Sound vom geheimnisvoll leuchtenden Rattenfänger und Musiker Trummer abrupt unterbrochenen Spielszenen nicht. Dafür sind diese viel zu kurz, wirken unausgegoren, und der Erkenntniswert ist gering: Alles und jedes kann zum Spielzeug oder Spiel werden, und selbst Erwachsene graben mit Vorliebe mit einem Bagger im Sand herum oder wühlen in Abfalleimern nach verborgenen Schätzen.

Doch wenigstens sind wir aufgrund vom Würfelglück nahe an der Sache. Denn der kleinere Teil des Publikums, der am Spielplatzrand auf Bänken zum Sitzen verbannt wurde, um eine andere Perspektive einzunehmen, ist wirklich nicht zu beneiden. Das macht auch die an sich lustige Idee nicht wett, gut hör- und sichtbar einer Kinderrutsche Gefühle und Wünsche zuzugestehen. Etwas ratlos finden wir uns alle gegen Schluss auf der Tribüne wieder, um unter Anleitung merkwürdige Würgelaute von uns zu geben. Die Kinder finden das lustig. Den echten, auf der Bühne umherhoppelnden Hasen auch.
Eveline Gfeller

Weitere Vorstellungen: 17./18. März um 16 Uhr und 21. März um 20.30 Uhr im Schlachthaus-Theater.

Berner StudentInnen Theater

Sehnsüchtige Schwestern

Vor aufgetürmtem Sperrgut, Holzscheiten, Gemälden, Autoreifen und Lampenschirmen steht eine lange, festlich gedeckte Tafel. Anlässlich des Geburtstags des Nesthäkchens Irina, der gleichzeitig der Todestag des Vaters ist, haben sich Anton Tschechows «Drei Schwestern» mit ihrem Gefolge in heimeliger Atmosphäre im Tojo-Theater zusammengefunden. Anlass also auch, um ganz im Sinne Tschechows sowohl zurück als auch vorwärts – oder genauer: nach Moskau – zu schauen. Denn voller Sehnsucht, Nostalgie und Träumereien sind die drei Schwestern in Gedanken überall – nur nicht im Hier und Jetzt.

Die Inszenierung (Regie: Claudia Bossard) des Berner StudentInnen Theaters (bestOFF) trägt dieser «leeren Gegenwart» durchaus Rechnung: Abwesend stehen Olga, Mascha und Irina an der Rampe, das Partyhütchen will nicht recht sitzen, und den Avancen der Männer, stets einen Tick zu aufdringlich, möchte man am liebsten entfliehen. Nur Olga (Simone Gfeller), die Älteste, macht strahlende Miene zum bösen Spiel und scharwenzelt unermüdlich zwischen Tisch und Stühlen umher. Das Zusammenspiel von Tschechows isolierten Figuren, alle gefangen in ihrem ganz eigenen Käfig, erhält auf der Bühne des Tojo-Theaters eine unterhaltsame Dynamik: Die kratzbürstige Mascha (Denise Pezzatti) versteckt sich hinter ihren Büchern, die teilweise allzu hysterische Irina (Barbara Boss) hat die Qual der (Männer-)Wahl, der schnöselige Tusenbach (Dominik Widmer) findet alles langweilig, der phlegmatische Bruder Andrej (Lorenz Bader) hat heimlich eine Hypothek aufs Haus aufgenommen, und seine arg überzeichnete Frau Natascha (Caroline Stähli) hat nur ihr «ganz aussergewöhnliches Kind» im Kopf.

Doch Tschechows Stück lediglich nach seinen Figuren aufzudröseln, verliert bald seinen Reiz. Damit hat auch die bestOFF-Produktion zu kämpfen, denn Einfälle wie rhythmische Einlagen à la «Stomp», Running Gags oder ein Wasserfall von Pingpongbällen (Bühne: Christof Bühler) vermögen nur bedingt die Spannung zu halten, die gegen Ende gänzlich abhandenkommt. So verpasst es die Inszenierung auch, rechtzeitig einen Schlusspunkt zu setzen. Wie Kitt zwischen den Szenen wirken die Geigen- und Gitarrenklänge (Musik: Moritz Achermann, Lorenz Bader), welche die tschechowsche Einöde stimmungsvoll untermalen. *Lena Rittmeyer*

Weitere Vorstellungen: 17.–23. März jeweils um 20.30 Uhr im Tojo-Theater Reitschule.